

Erinnerungen an unsere Ausreisezeit 1984/85

Unser Leben in der ehemaligen DDR war geprägt von Unfreiheit, Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit. So fassten mein Mann und ich im Juni 1984 den Entschluss, für uns und unsere beiden Kinder (10 und 4 Jahre alt) einen Ausreiseantrag zu stellen. Wir hatten erfahren, dass es jemandem gelungen war, innerhalb eines Jahres die Ausreise zu bekommen. Das wollten wir auch versuchen.

Welche Begründung sollten wir nun in den Ausreiseantrag schreiben? Es durfte kein Angriff auf die DDR sein. Laut „Genfer Konvention“ von 1966, die auch die DDR unterzeichnet hatte, durfte jeder das Land verlassen, wenn er wollte. Darauf beriefen wir uns. Da uns nicht erlaubt war, ins nichtsozialistische Ausland zu reisen, wollten wir die DDR ganz verlassen, so schrieben wir.

An einem Dienstag, dem einzigen Wochentag, an dem die Behörden für die Bevölkerung geöffnet hatten, wollten wir den Antrag im Dresdner Ministerium des Inneren persönlich abgeben. 9 Uhr begann die Öffnungszeit. Da wir nicht lange anstehen wollten, gingen wir lange vor der Zeit dorthin. Die Zeit verging und wir blieben allein auf dem langen Flur. Als es 9 Uhr war, tat sich immer noch nichts. Schließlich klopfen wir an einer Tür und brachten unser Anliegen vor. „Da sind Sie hier völlig verkehrt.“ war die überraschende Antwort. „Sie müssen in das für ihren Stadtteil zuständige Ministerium gehen.“ Wir wussten gar nicht, dass es das gibt und waren ins Ministerium des Inneren des Bezirkes Dresden gegangen. Immerhin gab er uns die Adresse. Aufgeregt machten wir uns auf den Weg. Als wir dort ankamen, war der Warteraum voll von Menschen. Es herrschte eine angespannte, bedrückende Atmosphäre. Keiner fragte den anderen, warum er hier war. Eine Menschengruppe stand um die Tür, die sich immer mal öffnete. Als die Tür wieder einmal aufging und ein Angestellter jemand aufrief, versuchte mein Mann, ihm unseren Antrag zu geben. Das gelang auch, aber wir wussten nicht, wie es weitergehen sollte. Wir warteten. Nach und nach leerte sich das Wartezimmer. Schließlich wurden wir hineingerufen. Das Herz klopfte bis zum Hals. Dann lernten wir Herrn Taut kennen, mit dem wir in der Folgezeit immer wieder zusammentrafen. Doch diesmal sagte er nur, dass der Antrag bearbeitet würde und wir würden benachrichtigt werden. Mit immer noch klopfendem Herzen standen wir wieder vor dem Haus. Es kam uns unwirklich vor.

Nun begann das Warten. Wir hatten uns vorgenommen, soviel wie möglich Druck zu machen. Also gingen wir am kommenden Dienstag wieder hin, um nachzufragen. Nach einiger Wartezeit wurden wir hineingerufen und erfuhren, dass es noch keine Antwort gebe. So ging es vier Wochen. Dann bekamen wir eine mündliche Absage ohne Begründung. Wir haben nie etwas Schriftliches bekommen. Postwendend schrieben wir einen neuen Antrag, wieder unter Berufung auf die „Genfer Konvention“, dass es unser Recht wäre, die DDR zu verlassen. Wie schon beim ersten Antrag verschickten wir gleichzeitig drei Durchschläge (Kopien) mit der Bitte um Unterstützung. Einer ging an das Zentralkomitee der SED, einer an den Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker und der dritte an die Regierung der DDR. Wir bekamen nie wieder eine Antwort darauf, bis zu jenem Tag im Februar 1985, aber dazu später.

Etwa alle vier Wochen schrieben wir einen neuen Antrag. Wenn wir in unserem Stadtbezirk nachfragten, bekamen wir die stereotype Antwort: „Für Familie Henke gibt es keine Ausreise.“

Oder „Ihr Antrag wird nicht bearbeitet.“ Wenn wir uns nicht abweisen ließen, wurden wir hinausgeworfen. Auch die Vorgesetzten in unseren Betrieben mussten oder wollten versuchen, uns umzustimmen. Mein Mann und ich wurden jeweils zum Betriebsleiter bestellt. Aber es waren recht einseitige Gespräche, denn wir waren nicht umzustimmen.

Im Januar 1985, eine Woche nachdem wir unseren 6. Ausreiseantrag abgegeben hatten, fragten wir wieder nach. So langsam waren wir mit unseren Kräften am Ende. In den letzten

Wochen hatten wir es nicht mehr geschafft, jede Woche auf unserem Stadtbezirk vorzusprechen. Jeder Besuch dort war eine gewaltige Kraftanstrengung für uns. Das zehrte. Und wenn man sich schwach fühlt, wird man aggressiver. So war es wohl auch bei uns. Jedenfalls ließen wir uns nicht einfach wieder wegschicken. Wir wollten sitzen bleiben bis wir die Ausreise bekämen. Sie hatten wohl ihre Not mit uns. Jedenfalls steht es so in den Stasi-Aufzeichnungen, in die wir nach der Wende Einsicht bekamen. Erst nachdem sie mit der Polizei drohten, ließen wir uns vertreiben. Wir waren sehr niedergeschlagen. Aber dieser Vorfall hatte für uns die Wende gebracht, ohne dass wir es merkten. Sie hatten uns „als potentielle Botschaftsbesetzer eingestuft“ und „hatten auch keinen Grund gefunden“, so steht es in den Akten, „uns einsperren zu können“. Auch unsere Arbeitskraft konnten sie nicht mehr richtig nutzen, denn mein Mann leistete nur noch das Notwendigste und ich war seit Mitte August Hausfrau. Nachdem mir der Antrag, nur noch halbtags zu arbeiten, abgelehnt worden war, hatte ich gekündigt. Diese Begründungen erfuhren wir aber erst später aus den Stasi-Akten. Am 11. Februar 1985 wurde von der „Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Dresden“ ein „V o r s c h l a g zur Übersiedlung in die BRD aus politisch-operativen Gründen“ gefertigt. Davon wussten wir aber nichts.

Irgendwann im Februar bekamen wir eine Karte, mit der mein Mann zu einem Gespräch eingeladen wurde. In den Stasi-Unterlagen liest sich das Gespräch so:

„Vorbeugungsgespräch: Mit dem Ersuchenden auf Wohnsitzänderung Rainer Henke, wohnhaft ... erfolgte am 28.2.85 ein Gespräch. Er wurde informiert, dass durch die zuständigen staatlichen Organe die Entscheidung getroffen wurde, sein Ersuchen einer engeren Prüfung zuzuführen und er im Zeitraum von sechs Monaten einen endgültigen Bescheid erhält. Es erfolgte die Aufforderung, in diesem Zeitraum keine weiteren Aktivitäten zur Durchsetzung seines Ersuchens zu unternehmen. Die Information ist nur für seine Person bestimmt, alle Zuwiderhandlungen können sich negativ auf die Entscheidungsfindung auswirken.“

Ich kann mich nicht an große Freudenausbrüche unsererseits erinnern, denn das Warten ging ja weiter. Immerhin etwas Erleichterung, weil wir in nächster Zeit keine Anträge schreiben und nicht nachfragen brauchten. Dass wir nur hingehalten werden sollten, glaubten wir nicht. Irgendwann Anfang Mai erfuhren wir, dass unser Ausreiseantrag genehmigt worden war. Innerhalb der nächsten 4 Wochen würden wir den konkreten Termin der Ausreise erfahren. Es sollte 6 Wochen dauern bis es soweit war.

Nun aber konnten wir aktiv werden, die Zeit des Wartens war tatsächlich vorbei! Wir verkauften oder verschenkten unsere Möbel. Mein Mann besorgte Holzkisten und baute selbst noch einige. Theoretisch hätten wir alles mitnehmen können. Aber wir hätten den Transport nicht vorher bezahlen können in Mark der DDR, sondern erst im Westen in DM. Wir wussten nicht, ob und wie viel Geld wir zur Verfügung haben würden. Wie schnell hätten wir ein Einkommen, das alles stand für uns in den Sternen. So entschlossen wir uns, nur Hausrat in Kisten zu verpacken und für das Nachsenden vorzubereiten.

Die Umzugskisten mussten penibel gepackt werden. Es wurden 13 Kisten. Für jede Kiste hatten wir ein Inhaltsverzeichnis in siebenfacher Ausfertigung zu schreiben. Zuletzt hatten wir außer den Kisten und unseren 7 Koffern nur noch Matratzen zum Schlafen sowie einen Tisch und vier Stühle in der Wohnung.

Schließlich war alles vorbereitet. Vier Wochen waren vergangen und wir hatten noch keine Nachricht. Es vergingen noch zwei Wochen, als es an einem Montagvormittag an der Tür klingelte, es war der 16. Juni 1985. Meine Mutter war gerade zu Besuch. Ein Mann stand vor der Tür und teilte mir mit, dass wir am Dienstagabend ausreisen müssten. Er drückte mir noch einen Laufzettel in die Hand, den wir am Dienstag in allen Punkten abgezeichnet wiederbringen sollten, zusammen mit neuen Passbildern.

Obwohl lang ersehnt, war es ein Schock, vor allem der Laufzettel. Wie sollten wir das alles schaffen? Wie die meisten DDR-Bürger hatten wir kein Telefon. Daniela blieb bei meiner

Mutter. Ich lief ziemlich kopflos zur Telefonzelle neben der Kaufhalle, um meinen Mann auf seiner Arbeitsstelle anzurufen. Er machte sich sofort auf den Weg. Ich holte Andreas von der Schule ab. Meine Mutter kümmerte sich um die Kinder.

Mein Mann und ich fuhren los, um den Zettel abzuarbeiten. Auf dem Laufzettel waren mindestens 5 Banken, das Elektrizitätswerk, der Vermieter, das Dresdner Warenhaus und ich weiß nicht, was noch alles aufgelistet. Wir mussten Stellen anlaufen, von denen wir vorher nie gehört hatten. Überall mussten wir uns bestätigen lassen, dass wir keine Schulden bei ihnen hätten. Und überall mussten wir anstehen oder länger warten. Passbilder von einem Tag zum anderen zu besorgen schien uns unmöglich, aber es gelang uns doch, einen Fotografen zu finden, der es machte. Am Montagabend, als alles geschlossen war, hatten wir natürlich noch nicht alle Unterschriften, aber wir hatten das Gefühl, gut in der Zeit zu liegen. Dienstagmorgen ging es weiter. Wir konnten uns auch nicht trennen, denn wir hatten ja nur einen Zettel, auf dem wir alles gemeinsam abzeichnen lassen mussten.

Und warum erfuhren wir das alles erst im letzten Moment? Das hatte Methode, denn auf diese Weise waren wir die letzten Stunden voll beschäftigt und hatten keine Zeit, mit anderen zu sprechen oder gar eine Abschiedsfeier zu geben.

Schließlich hatten wir alles beisammen und gingen zum Gerichtsgebäude am Dr.-Külz-Ring. In der Eingangshalle waren viele Menschen, die genauso ratlos schienen wie wir. Endlich waren wir in der Schlange vor der richtigen Tür. Es rückte langsam vor. Dann waren wir an der Reihe und konnten alles übergeben. Nichts fehlte mehr. Wir mussten unsere Personalausweise abgeben und erhielten jeder eine Identitätsbescheinigung, in die unsere Passbilder geklebt wurden und Urkunden über unsere Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR. Dann waren wir entlassen. Abends um 22.51 Uhr sollten wir mit dem Zug ab Dresden-Neustadt fahren. Das war alles vorgeschrieben.

Nun hieß es, die letzten Vorbereitungen treffen. Dann ging es los. Auf dem Bahnsteig waren noch mehrere andere Ausreisende. Das konnte man erkennen. Aus unserer Familie waren alle, die in der Nähe waren, zum Abschied auf den Bahnhof gekommen. Nachdem der Zug eingelaufen war, verstaute wir unsere 7 Koffer, sowie den Ranzen von Andreas und Danielas kleinen Rucksack im Zug. Auch ihre Puppe war dabei. Da noch Zeit bis zur Abfahrt war, stiegen wir alle noch einmal aus. Abschiedsszenen sind furchtbar. Plötzlich wurde Daniela unruhig. Sie drängte uns, wieder einzusteigen, sonst würden doch unsere Sachen ohne uns abfahren. Alle mussten lachen. Das entspannte ein bisschen. Später erzählte mir meine Mutter, dass sie die anderen nach unserer Abfahrt mit den Worten getröstet hatte: „Wer weiß, wozu es gut ist. Vielleicht sind sie ja die Vorreiter.“ Und so war es dann auch.

Die Atmosphäre im Zug war gespenstisch. Anders kann ich es nicht bezeichnen. Überall war eine angespannte Stille. Wir hatten Essen und Trinken dabei, aber niemand verlangte danach, auch die Kinder nicht. Nachts gegen 3 Uhr waren wir an der Grenze. Wir ließen alle Kontrollen mit Abneigung über uns ergehen. Sie liefen mit Hunden durch den Zug und leuchteten mit Taschenlampen den schlafenden Kindern ins Gesicht. Auch draußen liefen Soldaten mit Hunden am Zug entlang. Niemand sagte etwas. Dann kam eine Rotkreuz-Schwester an jedes Fenster und hielt eine Dose hoch. Wir sollten unser letztes DDR-Geld einwerfen. Wir suchten unsere letzten Pfennige zusammen und warfen sie hinein. Es war sowieso nicht mehr viel.

Dann, es muss kurz vor 4 Uhr gewesen sein, ruckte der Zug wieder an. Langsam fuhr er an einer langen Rolle Stacheldraht vorbei, dann Niemandsland und schließlich war klar, dass wir im Westen waren. Ich spüre noch heute körperlich den Abfall der Anspannung. Es war ein riesiges, unvergessliches Gefühl. Wir hatten es geschafft!!! Im Zug hörte man Freuden ausbrüche, einige liefen mit Sektflaschen durch den Zug und wollten anstoßen. Es war großartig! Und wir holten unser Essen heraus und begannen mit großem Appetit zu essen. Es war ein richtiger Festschmaus für uns.

Sehr gut kann ich mich an unsere Ankunft in Gießen erinnern. Dort war das Auffanglager. Schon beim Aussteigen sahen wir uns suchend um. Wer würde uns hier in Empfang nehmen. Aber niemand kümmerte sich um uns. Das war das erste Aha-Erlebnis im Westen. Keiner war da, der uns sagte, wo es lang geht. Erstaunt schauten wir uns an. Und so begann unser selbständiges und freies Leben hier in der Bundesrepublik, für das wir bis heute dankbar sind.

Wedel, August 2011

Maritta Henke